

IM VISIER *Rehwildbejagung* *mit „Durchblick“*

In Heft 13/1993 stellte Dr. Joachim Algermissen, Kreisjägermeister des niedersächsischen Landkreises Hildesheim, vor dem Hintergrund der vielerorts neuerlassenen Richtlinien zehn Thesen zur Bejagung des Rehwildes zur Diskussion. Dem Aufruf der WuH-Redaktion, hierzu per Leserbrief Stellung zu nehmen, folgte wieder einmal eine große Anzahl von Jägerinnen und Jägern aus dem In- und Ausland. Lesen Sie im folgenden eine Auswahl der eingegangenen Zuschriften.

Spannungen abbauen

Dr. Algermissen verwendet bei der Formulierung seiner zehn Thesen die Ergebnisse moderner Wildforschung. Daher kann ich alle Thesen – von einer kleinen Ausnahme abgesehen – nur voll unterstützen. Die Ausnahme ist die These 4 c, in der biotopverträgliche Wilddichten genannt werden. Da Rehwild bekanntlich nicht zählbar ist, macht es keinen Sinn, Zielvorgaben mit einer Anzahl von Stücken pro Flächeneinheit vorzugeben. Besser wäre wohl, die Verträglichkeit der Wilddichte anhand der Vegetation in dem jeweiligen Biotop festzustellen.

Den Jägern des Landkreises Hildesheim kann man zu einem so fortschrittlich denkenden Kreisjägermeister nur gratulieren. Solche Repräsentanten der Jägerschaft tragen sicherlich dazu bei, die Spannungen zwischen Jägern und Naturschützern bzw. Jägern und

Waldbesitzern abzubauen.

Es wäre wünschenswert, wenn mehr Kreisjägermeister den Wissenstand und die Ansichten wie Dr. Algermissen hätten. Auch sollte dieses wildbiologische Wissen und die daraus resultierenden Folgerungen endlich überall in die Jungjägerausbildung einfließen.

H. J. Hormel, Hardheim

Grau ist alle Theorie

Die Häufigkeit, mit der das „Problemtier“ Reh behandelt wird kann für seine Lebenswürdigkeit aber auch für die Wildart als „Waldschädling“ sprechen. Als gesicherte Erkenntnis darf angesehen werden, daß das Rehwild mit weniger Bewirtschaftung auskäme, wenn man ihm mehr Lebensraum anbieten könnte.

These 5 (Rehwild ist nicht zählbar, Abschlußplanung auf Bestandserhebung ist unmöglich): Die falschen Bestandsschätzungen auf einer gegatterten Fläche werden seit vielen Jahren zitiert ohne Überprüfung der Gewissenhaftigkeit der Bestandszählung.

These 6 (Rehwild besitzt ein hohes Vermehrungspotential. Ein weibliches Stück kann in zehn Jahren 150 Nachkommen produzieren): Grau ist alle Theorie! Wenn das kürzlich errechnete Durchschnittsalter eines Rehes auf 10 000 Hektar in den alten Bundesländern bei zwei Jahren liegt, ist es somit müßig, den durchschnittlichen Nachwuchs einer zehnjährigen Rieke zu errechnen.

These 9 (Nichterfüllung des Abschusses beim weiblichen Wild, es gilt jedes Schmalreh, jedes Kitz . . . jedes zu erlegen . . . Postkartenabschüsse): Aus Gründen der Qualitätsver-

besserung wurde in einem übersichtlichen Niederrheinrevier (Hecken und Feldgehölze) ein radikaler Abschluß des weiblichen Rehwildes gewünscht und von Berufsjägern durchgeführt. Nach nur vier Wochen wurde der Versuch als mißlungen abgebrochen, weil er einem Totalabschluß nahegekommen war. Aus den gleichen Gründen wurde in einem Waldrevier durch den Revierinhaber ein scharfer Reduktionsabschluß des Rehwildes angeordnet und in zwei Jahren von Berufsjägern durchgeführt.

Auch dieser gewünschte scharfe Reduktionsabschluß war ein Mißerfolg. In den beiden folgenden Jahren war eine Bejagung weder durch den Revierinhaber noch durch nichtortsansässige Jagdgäste möglich. Die erhoffte Qualitätsverbesserung blieb zudem aus.

Postkartenabschüsse führen in eine Sackgasse. Sie sind die unwirksame Notbremse einzelner Revierinhaber gegen den Druck hoher Abschüsse von Jagdbehörde und Forstverwaltung. Nicht die gute Luft, der Aufenthalt in der Natur, sondern das Wild ist der Pachtgegenstand, den sie nicht selbst zerstören wollen. Der körperliche Nachweis würde zu einem Zusammenbruch aller Streckenstatistiken führen.

Es gibt auch eine „Rehwildbejagung mit Durchblick“ ohne Anblick. Wer das anstrebt, sollte wissen, daß für den Nichtberufsjäger und den nichtortsansässigen Jäger von einer gewissen Bestandsdünnung an die Jagdmöglichkeit aufhört. Neben den Jagderlaubnisscheinen gewinnen dann vielleicht noch mehr die „Begehungsscheine“ an Bedeutung.

Wildmeister Dieter Bertram,
Winterberg

Im Eigeninteresse der Jäger

Ich muß den Ausführungen des Autors meine volle Zustimmung geben und will im einzelnen auf die Aussagen des Artikels gar nicht eingehen. Auch aus 19jähriger persönlicher Erfahrung in der praktischen Rehwildbewirtschaftung (davon fast 5 Jahre als Leiter eines 3400 ha umfassenden staatlichen Regiejagdbetriebs) kann ich diese „Thesen“ durchweg bestätigen.

Was ich gegenüber den Jägern als konstruktive Kritik vorbringen möchte, ist die erstaunliche Beobachtung, daß das in den „Thesen“ des Dr. J. Algermissen enthaltene Wissen an der breiten Basis der Jägerschaft zumeist noch unbekannt ist oder aber offen abgelehnt wird (denn die Anerkennung dieses Wissens würde bedeuten, daß man sich von manchen tradierten Hegevorstellungen verabschieden müßte).

Man stößt – auch bei intellektuell herausragenden Persönlichkeiten – in der privaten Jägerschaft noch erstaunlich häufig auf die Meinung, daß Rehwild im Revier (auch im übersichtlichen Wald) zählbar wäre; mancher Revierinhaber behauptet gar, seinen Rehwildbestand auf das Individuum genau zu kennen!

Ich lade in jedem Jahr die Jungjäger meines Landkreises, welche ihre Prüfung bestanden haben, zu einer Jagd ins Forstamt ein und habe bei dieser Gelegenheit die „neuen“ Jäger immer wieder auch zu den in den „Thesen“ des Herrn Dr. Algermissen dargestellten Zusammenhängen befragt; dabei bin ich unerwartet häufig auf die Antwort gestoßen, daß man

den Jungjägeranwärtern dieses „neue“ jagdökologische Wissen gar nicht beigebracht hat.

Das ist deswegen um so unbegreiflicher, weil die praktische Umsetzung dieses Wissens

- a) dem Rehwild zugute käme (durch Verbesserung des Gesundheitszustandes der Population),
- b) den durch den Jäger abschöpfbaren „Netto-Zuwachs“ noch steigern würde, wodurch nachhaltig und langfristig höhere Streckenzahlen möglich würden, und
- c) auch dem „trophäenliebenden“ Jäger entgegenkommen würde, weil ein (als Folge eines geringeren Ausgangsbestands) konditionell stärkerer und weniger „gestreßter“ Rehbock in der Regel auch eine bessere Krone schiebt, im Grunde also im

Eigeninteresse der Jäger liegen müßte. Es sei lediglich angemerkt, daß eine Anwendung dieser Erkenntnisse in der jagdlichen Praxis auch der so oft zitierten Waldverjüngung helfen würde.

Allerdings: Die Bejagung des Rehwildes wird schwieriger, wenn zunächst die Populationsdichte gesenkt und zusätzlich ein nachhaltig höherer Zuwachs abgeschöpft werden muß. Dies ist nach meiner Auffassung der entscheidende „Hemmschuh“, weil insbesondere der Jagdausübungsrechte, der von weither anreisen muß und an nur wenigen Wochenenden im Jahr die Jagd ausüben kann, an einem hohen Ausgangsbestand interessiert ist, denn andernfalls könnte er in der kurzen Zeit seiner Anwe-

senheit im Revier seine Jagdpassion (oder auch die seiner Gäste) nicht ausreichend befriedigen.

Nach meinem Dafürhalten wird es allerhöchste Zeit, das in den „Thesen“ enthaltene Wissen in den Jägerprüfungen konsequent abzufragen und die daraus resultierenden Folgerungen in der Revierpraxis umzusetzen.

Die Gesellschaft fordert zu Recht, daß die Jagd – die ja auch im öffentlichen Interesse liegt – den Ansprüchen der Allgemeinheit genügt. Dazu gehört notwendigerweise, daß die Jäger nicht auf einem längst überholten Status quo verharren, sondern das heutige, moderne wildbiologische Wissen übernehmen und anwenden.

Dies muß um so mehr verlangt werden, als deren Vereinigungen in den meisten Bundesländern nach § 29 Bundesnaturschutzgesetz als „Naturschutzverbände“ anerkannt sind. Damit stehen die Jäger in einer besonderen Verantwortung gegenüber allen Bürgern, und in dieser Stellung wäre es überaus schädlich, wenn den Jägern Inkompetenz auf ihrem ureigensten Gebiet – der Wildbewirtschaftung – nachgewiesen werden könnte.

Nur mit der Akzeptanz neuer Erkenntnisse und deren Umsetzung in der praktischen Jagdausübung kann die Jägerschaft sich als glaubwürdig darstellen, zeigen, daß sie „mit der Zeit geht“ und fähig ist, auf die sich ändernden gesellschaftspolitischen Anforderungen zu reagieren und sich den Argumenten der anderen Naturschutzverbände stellen. Mit anderen Worten: Kooperationswillig- und -fähigkeit demonstrieren, um zum Wohl des Wildes (und der Jagd) mit allen an der Jagd und den Wildtieren respektive ihren Lebensräumen interessierten gesellschaftlichen Gruppen konstruktiv zusammenzuarbeiten. Ohne eine solche Konsensfähigkeit muß das Überleben der Jagd als Ganzes in Frage gestellt werden.

Fazit: Nicht zuletzt zur Erhaltung des uns allen am Herzen liegenden Waidwerks ist es notwendig, daß die vorgetragene Kenntnisse endlich „geistiges Allgemeingut“ in der Jägerschaft werden. Andernfalls werden die Jäger mit ihren Anliegen in der öffentlichen Diskussion um Jagd und Wild nicht durchdringen.

Gerd Womelsdorf,
Leiter des Forstamtes Morbach

Konservative deutsche Jäger?

Ein großes Lob zu diesem Artikel in WILD UND HUND. Den Ausführungen des Autors kann ich nur voll zustimmen.

Endlich eine Jagdzeitschrift im deutschsprachigen Raum, die sich diesem Thema widmet. Dabei sind die Erkenntnisse gar nicht so neu und revolutionär.



Im großen und ganzen fallen die geschilderten Thesen in der Jägerschaft offenbar auf fruchtbaren Boden. Die meisten Zuschriften akzeptieren eine Umorientierung. Doch werden sich viele in der Theorie gutgemeinte Inhalte in der Jagdpraxis nur äußerst schwerlich umsetzen lassen

Foto: Benno Brossette

när, denken wir nur an die Bücher von Bruno Hespeler und andere. Oder sollten das die konservativen deutschen Jäger und Jagdaufseher etwa noch nicht gelesen haben?

Warum veröffentlichten Sie deshalb die Liste der weiterführenden Literatur nicht gleich in Ihrer Zeitschrift? Ich jedenfalls möchte Sie ermuntern, in diesem Sinn weiterzumachen.

Walter Palmers, Sursee
(Schweiz)

Rehwildhege unmöglich?

Als alte Jägerin möchte ich zu den Ausführungen des Autors folgendes beitragen. Wir haben vor 1933 starke Böcke geschossen, und es waren immer wieder starke Böcke vorhanden. Dann wurde das, nach meinem Dafürhalten, sehr gute Jagdgesetz von 1933, das schon länger in den Schubladen lag, eingeführt. Es mußte damals sehr viel weibliches Rehwild geschossen werden, weil die richtige Meinung vertreten wurde, daß zu viel weibliches Wild für ein Revier doppelten Schaden bringt – einmal weil die Gewichte und zum anderen die Gehörnbildung zurückgehen. Also auch 1933 hatte man erkannt, daß die Überhege zum Schaden des Rehwildes ist.

Ein gutes Beispiel dafür war etwas später ein Revier bei Gummersbach. Der zuständige Förster mußte immer wieder Gäste führen und wollte natürlich dann auch Rehwild in Anblick bekommen. Die Folge war eine Überhege. Die Gehörnbildung war schlecht und das Gewicht der Rehe ebenfalls.

Rehwild ist in seiner Qualität sehr abhängig von der Bodenbeschaffenheit. Wir haben in den Revieren um Halver ausgezeichnete Böden. Dementsprechend ist das Rehwild dort sehr stark und schießt regelmäßig sehr gute Gehörne. Man schoß auf Gut Voswinkel einen Bock, der auf der Jagdausstellung in München auf eine Bronzemedaille kam. Im gleichen Jahr fiel hier bei Gummersbach ein Bock, der in München eine Silbermedaille erhielt. In Düs-

seldorf habe ich dann auf der großen Jagdausstellung Schwedenböcke gesehen, die kapital waren und allesamt aus Revieren kamen, die nicht in obigem Sinne überhegt waren.

Es hat sich gezeigt, wie der Autor richtig schreibt, daß meistens mehr Rehwild in den Revieren vorhanden ist als man glaubt. Zudem ist der Verlust der Straße oftmals sehr hoch. Die Autos „strecken“ nicht selten den bewilligten Abschluß „im Alleingang“. Alles in allem gesehen ist es meiner Meinung nach bis heute nicht gelungen, eine vernünftige Rehwildhege zu betreiben.

Eine solche wäre gerade in der heutigen Zeit besonders schwierig, da, abgesehen von der Fallwildrate durch den Straßenverkehr, unser Rehwild durch die vielen Wanderer oder Sportler in den Revieren fast nur noch Nachtwild ist. Ich persönlich sehe keine Möglichkeit, bei unseren überlaufenen Jagden eine wirkliche Hege durchzuführen. Margot Voswinkel, Gummersbach

Warum von Bewährtem abweichen?

Sehr vielen Aspekten in den Thesen von Dr. A. ist absolut zuzustimmen. Doch nicht alle theoretischen Leitsätze sind realisierbar, so auch nicht der dargestellte Aufbau eines Bestandes rein nach Altersklassen. Allein schon die Altersschätzung am freilebenden Rehwild ist erwiesenermaßen recht problematisch. Außerdem ist es m. E. falsch, auch starke Kitze bzw. Jährlinge zu eliminieren, um diese Altersklasse vorschriftsmäßig auf dem theoretisch propagierten Bestand zu halten.

In größeren zusammenhängenden Waldgebieten ist die Bejagung des Rehwildes bekanntlich nicht ganz einfach, und so würde es schließlich unvermeidbar sein, in den Jugendklassen jedes erreichbare Stück zu schießen, um zahlenmäßig zurechtzukommen. Damit aber fällt so manches für den Bestand – nach Gesundheit und Lebenskraft – wertvolle Stück aus.

Beim Schwarzwild hat sich die These mancherorts bewährt, durch intensive Eingriffe in die Frischlings- und Überläuferklasse zu starken alten Stücken zu kommen, begehrenswerte Trophäen also hinsichtlich Stärke und Schwierigkeitsgrad der Erlegung. Anders als beim Rehwild ist diese Methode bei den Sauen logisch, einfach und erfolgreich. Diese leben in der Jugend gewöhnlich in der Rotte. Die schwachen, dem gesunden, starken Bestand abträglichen Stücke heben sich deutlicher ab und können entsprechend eliminiert werden. Der mehr oder weniger intensive Eingriff in diese Altersklasse ist hier sinnvoll.

Die Befürworter des vermehrten Abschusses in der Kitze- und Jährlingsklasse tun so, als ob die alte, bisher praktizierte Art der Bejagung des männlichen Rehwildes, auf der Grundlage der Gehörnbildung, im Prinzip falsch war. Schlagworte wie Trophäenkult und Knochenfetischismus werden als abfällige Attribute zur Diffamierung der Methode benutzt.

Doch ist es für den erfahrenen Rehwildjäger selbstverständliche Tatsache, daß gute Gehörne nur in einer nach Gesundheit, Lebendigkeit und damit mit körperlich kräftiger Konstitution ausgezeichneten Population zu erwarten sind. Um diesen Zustand zu erreichen und zu erhalten, reichten vielerorts die bisherigen Kriterien und Abschlußsätze absolut und erwiesenermaßen aus. Wo es nicht der Fall ist, liegen Unstimmigkeiten mit dem Biotop vor, sind Krankheiten, Überbestand oder andere Abträglichkeiten verantwortlich.

Den Äußerungen und Ratschlägen mancher Experten ist zu entnehmen, daß das Reh die einzige Ausnahme bilden soll hinsichtlich der Vererbbarkeit von positiven oder negativen Eigenschaften, insbesondere im Hinblick auf die Gehörnbildung. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß die Befähigung zur Bildung starker Gehörne auch beim Rehwild bedingt erblich sein muß.

In unserem heimatlichen Revier in der Neumark gab es eine Population von reinen Feldrehen. Diese nahmen zu keiner Zeit, auch nicht vorübergehend, den Wald an. Nach anfänglicher Bildung von Sprüngen im Herbst zog sich das gesamte Rehwild zu einem „Rudel“ von etwa 50 Stücken zusammen. Tagsüber stand es in einem Wiesenkomplex von etwa 200 Morgen Größe. Zur Äsung zog das Rudel auf die mit Wintergetreide bestellten Felder der Umgebung.

Aus guten freundschaftlichen Verbindungen zu den Nachbarpächtern heraus ergab sich eine gute Zusammenarbeit in der Beobachtung des Feldrudels. Mit guten Gläsern waren die Einschätzung der körperlichen Stärke, die Unterscheidung der Individuen, die Gesundheit und ab Februar die Ausbildung und Form der Bastgehörne möglich. Es ergaben sich folgende, durch mehrjährige Beobachtungen erhärtete Erkenntnisse: Starke Gehörne wurden ausnahmslos von körperlich starken, offensichtlich gesunden Böcken geschoben. Schwächere Gehörne wurden von auch körperlich schwächeren Trägern gebildet. Vereinzelt traten Kümmerer mit mickrigem Gehörn auf, das aber auch mit schwachem Habitus verbunden und auf Krankheit oder Verletzung zurückzuführen war.

Der Sprung wurde auch in strengen Wintern nicht gefüttert, da ausgelegte Rüben, Heu usw. verschmäht wurden. Das Stehenlassen von Reutern mit Süßlupinen schien eher Erfolg zu haben. Alle Rehe dieser Population lebten also unter den gleichen Bedingungen, die Böcke schoben die Gehörne unter denselben Voraussetzungen.

Zwei Gehörntypen wurden festgestellt. Einmal ein hohes, langendiges, normal ausgelegtes Gehörn mit starker Perlung, dann ein weniger hohes, sehr weit ausgelegtes mit kürzeren Enden, die fast kreuzförmig nahe beieinander vereckt waren, mit geringer Perlung.

Eine Vermischung der Gehörntypen im Erscheinungsbild



Ein konsequenter Eingriff in den Zuwachs (zwei Drittel) hat logischerweise nachmal auch den Abschluß von Kitzen zur Folge, die vor gar nicht langer Zeit noch als „zukunftsträchtig“ behandelt wurden

Foto: Helge Schulz

kam nicht vor! Auch an geringen oder zurückgesetzten Gehörnen war der Typ erkennbar.

Als Fazit aus der vorstehenden Epistel ziehe ich den Beweis für die Tatsache, daß die Anlagen für Gehörnformen und -stärken zweifelsfrei erblich sind. Weiterhin besteht ein Zusammenhang zwischen der Stärke des Gehörns und der Lebensstüchtigkeit seines Trägers und damit seines Wertes für den Bestand. Der Abschluß nach der Qualität des Gehörns hat also seine Berechtigung. Warum nun von bewährten Methoden abweichen?

W. Roeseler, Detmold

Papier und Jagdpraxis

Der Beitrag ist in vielen Punkten besonders zu loben, weil viele falsche und konservative Ansichten über unser Rehwild über den Haufen geworfen werden. Die theoretischen Erkenntnisse in die Praxis umzusetzen, ist für den Normaljäger aber in den letzten Jahren besonders schwierig geworden. Noch vor 15 Jahren gab es hier im Hildesheimer Raum in vielen Revieren sehr viel Rehe; auf winterlichen Hasenjagden wurde man im Wald manchmal von den Sprüngen fast „umgerannt“. Verbißschäden – darum kümmerte sich kaum jemand, das war in den Wald-

Feld-Revieren des hiesigen Bereiches fast überall so. Ohne mehr zu schießen, sahen wir immer weniger Rehe. Die Sauen vermehrten sich enorm, viele Kitze wurden von ihnen „mitgenommen“. Auch die nach der oralen Tollwutimmunisierung sprunghaft gestiegene Zahl der Füchse trägt hierzu bei. Dazu kommen die Freizeitgewohnheiten der Jogger und anderer Erholungsuchender. Fazit: Das Rehwild ist fast zum Nachtwild geworden.

Die meisten Forstverwaltungen, hier auch die „Klosterforsten“ der Klosterkammer, haben ihren Rehwildabschuß nach dem Motto Zahl vor Wahl drastisch erhöht. Teilweise führte das dazu, daß in den Nachbarrevieren kaum noch Rehe bei der Ansitzjagd in Anblick zu bekommen waren. Ich selbst habe in den letzten drei Jahren als Gast in einem Revier großzügig einen „Abschußbock“ freibekommen, vor allem ging es dabei um Jährlinge. Trotz manchmal bis zu 30 Ansitzen habe ich bis heute keinen erlegen können, weil ich ganz einfach keinen sah. Die Rehe werden im Frühjahr teilweise gesehen und „gemustert“, zur Jagdzeit im Sommer dann sind sie wie verschluckt.

Früher lagen Knopfböcke als Jährlingsböcke noch häufiger auf der Strecke. Die Jährlingsböcke, die man heute sieht, haben oft so gut auf, daß sie nicht

erlegt werden und der Abschluß in der Jugendklasse oft nicht realisiert wird. Gleiches gilt durch das „Nachtverhalten“ der Rehe für den Abschluß weiblichen Wildes, wohingegen noch vor einigen Jahren der Abschluß noch bei bestem Licht erfüllt werden konnte. – Doch heute haben wir so unsere Probleme, und so gut alle schriftlichen Äußerungen auch sein mögen, durch Sauen, Füchse, Straße (Wilderei ist unwesentlich) und Mähtod geht viel Jungwild verloren. Dann kommt noch der „moderne Jäger“ und möchte den „braven Bock“ nach exaktem Eingriff in die einzelnen Altersklassen heranhegen. Die Situation in Wald und Feld ist in der Praxis jedoch viel schwieriger als auf dem Papier (welches natürlich wertvolle Hilfen bietet).

Wenn ich dabei an ausländische Reviere denke, wo ich im Winter große Sprünge in freiem Gelände sitzen und stehen sah, bei etwa 70 hörte ich auf zu zählen . . . In unseren Revieren aber ist die Jagd auf Rehwild recht zeitaufwendig und schwierig geworden, der Jäger muß sich, wie Dr. Algermisen fordert, ganz umstellen.

Bruno Arntz, Hildesheim

Die Natur ist kein Schweinestall

In der Grundtendenz ist den Ausführungen des Autors in den allermeisten Punkten zuzustimmen. Einige der angeführten Thesen jedoch wirken in der Theorie zwar einleuchtend und logisch, sind in der Praxis aber kaum umsetzbar. So beispielsweise bei Punkt 3 (Nur Gesundheit und Wohlbefinden der Gesamtpopulation sind entscheidend . . .): Eine Rehwildpopulation läßt sich nicht in Reviergrenzen fassen! Somit bleiben oftmals noch so gutgemeinte Einzelabsichten Stückwerk, wenn die Reviernachbarn nach wie vor ihr „eigenes Stüpplein kochen“ und sich in dieses nicht hineinspucken lassen mögen.

Zu Punkt 4 (Biotopverträgliche Wilddichte, Geschlechterverhältnis, artgerechter Altersklassenaufbau) ist zu bemer-

ken, daß vielerorts allein der Straßenverkehr dem wohlwollenden Jäger einen dicken Strich durch die Rechnung macht.

Wie so oft weisen die dargestellten Abbildungen und Tabellen lediglich einen theoretischen Sachverhalt bzw. in der Praxis so gut wie nie vorkommende Idealzustände aus. Wie der Autor in übertragenem Sinne richtig schreibt ist die Natur – Gott sei Dank – nun mal kein Schweinestall, in dem man Zu- und Abgänge genauestens protokollieren kann.

So fällt beispielsweise die abgebildete Alterspyramide, nach der man bei entsprechendem Eingriff in die Jugendklasse und „völliger Ruhe“ in der mittleren Alterskategorie alljährlich einen reifen sechsjährigen Bock erlegen könnte, bereits bei einem einzigen, in der Jagdpraxis bekanntermaßen unvermeidbaren, Fehlabschuß in sich zusammen wie ein Kartenhaus.

Unter der These 10 schreibt Dr. Algermisen, daß die Jagdbehörde lediglich den Abschlußrahmen nach Zahl, Geschlechterverhältnis und Altersklasse vorgibt und alles weitere in der Hand des Jägers liegen müsse. Gut gebrüllt Löwe! Doch nach welchen Kriterien soll die Jagdbehörde beispielsweise den zahlenmäßigen Gesamtabschuß denn vorgeben, wenn das Rehwild zumindest in Waldrevieren nicht zählbar ist und sich die bisher praktizierten Verbißgutachten offensichtlich als untauglich erwiesen haben?

Selbst unter der bewährten Regie fachkundiger Kreisjägermeister, wie im Kreis Hildesheim glücklicherweise vorhanden, und noch so hochkarätig besetzten Jagdbehörden (evtl. Berufsjäger), ist und bleibt letztlich also die Umsetzung moderner wildbiologischer Erkenntnisse in die Jagdpraxis ein hindernisreicher Weg, auf dem einige dieser Erkenntnisse aus oben zitierten Gründen wohl für immer, wenn auch wissenschaftlich abgesichert, „theoretisches Gedankengut“ bleiben müssen.

Andreas Thederan, Hannover